

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Kirche zum Becher

[urn:nbn:de:bsz:31-156984](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-156984)

Während sie so stand und sann, kamen von der entgegengesetzten Seite zwei Männer, welche eine Laterne in der Hand trugen und mit einem Bund Schlüssel auf die Kapelle der heiligen drei Könige zuschritten. Sie zischelten leise mit einander und gingen vorsichtig auf den Behen, so daß nur der Sand auf dem Boden unter ihren Schuhen knirschte.

Rosa dachte, das seien die Bischöfe und wollte auf sie zueilen, aber sie traten zu rasch in die Kapelle und raffelten mit dem Schlüsselbunde. Nachdem sie verschiedene Schlüssel in dem Schlosse versucht hatten, sprach der eine von ihnen: Nimm den Hammer." Sofort fiel ein Hammerschlag auf das Schloß, daß es im ganzen Dome, wie von vielen Echo's wiederhallte.

"So geht es nicht," sprach der Eine wieder, "wir werden Alles verderben, indem wir die Nachbarn wecken. Gehen wir zur Schatzkammer."

Bald darauf schlichen die Männer mit der Leuchte den Gang hinab und bogen rechts um nach einer Thüre. Dort versuchten sie wieder die Schlüssel, und einer von denselben mußte die Thüre geöffnet haben, denn aller Lärm verstummte. Da dachte Rosa, welche immer stärker vom Hunger gepeinigt wurde, die Männer würden fortgehen, ohne ihr Brod zu geben, darum eilte sie ihnen nach und trat gerade in die Schatzkammer, als sie eine mit Edelsteinen reich besetzte Monstranz aus einem Schranke herab holten.

"Ihr Herren Bischöfe, gebt mir Brod!" rief Rosa kläglich in die Schatzkammer hinein. Als die Männer diese Stimme hörten, und das bleiche Kind im ungewissen Schimmer der Laterne sahen, wurden sie von Angst ergriffen, sprangen unter einem Ausruf des Schreckens hinaus und waren im nächsten Augenblicke verschwunden.

Rosa, welche ihre letzte Hoffnung auf Brod so plötzlich schwinden sah, fiel erschöpft neben der brennenden Laterne nieder und versank in eine todesähnliche Erstarrung.

Am andern Morgen, als der Sakristan in den Dom trat, um die Vorbereitungen für die erste hl. Messe zu treffen, fand er eine Leiter an einem der prachtvoll gemalten Fenster, und oben gar das Fensterglas zerschlagen. Diebe im Dome gewesen! schrie er und lief sofort zum Bischofe, um diesem Anzeige zu machen und ihn zur Bestätigung herbeizuholen. Der Bischof, erschreckt über eine solche Meldung, kam in athemloser Eile mit dem Sakristan heran. Der erste Gang war natürlich zur Schatzkammer, wo die reichen Kostbarkeiten des erhabenen Gotteshauses aufbewahrt wurden.

Mit Schrecken sahen Beide die Thüre geöffnet und die Monstranz am Boden liegen. Wie ersauerten sie aber, als sie das schlafende Mädchen neben der Laterne fanden. Nichts schien ihnen natürlicher, als daß dieses Kind zu der Spitzbubenbande gehörte, und daß es durch Versehen oder aus Unmöglichkeit, es durch das hohe Fenster zu schaffen, zurückgeblieben sei.

In der sicheren Voraussetzung, daß ein guter Theil der Schätze in die Hände der verwegenen Diebe gefallen, machten sich der Bischof und der Sakristan daran, die Schränke zu untersuchen, aber siehe, es fehlte nicht ein Stück. Zwar waren mehrere Schätze von ungeheurem Werthe um- und durcheinandergeworfen, um die hintensehende Monstranz zu erlangen, aber Alles fand sich doch unverfehrt vor.

"So werden sie die Edelgesteine aus dem Dreikönig-Kasten gebrochen haben," sagte der Sakristan.

Auch dahin lenkten sie in erwartender Furcht ihre Schritte, aber zu ihrer größten Freude war der Kasten der heiligen Reliquien unverletzt.

"Sonderbar," sprach der Bischof, "lehren wir zu dem Mädchen zurück, um nähere Auskunft über den Diebstahlsversuch zu erlangen."

Das Mädchen lag noch an derselben Stelle. Der Sakristan

rüttelte es sanft an den Armen, indem er rief: "Erwache, Diebin! und gib Zeugniß von der fluchwürdigen That, welche deine Freunde zu begehren versucht haben."

Rosa schlug die Augen auf, strich mit der magern Hand über die blasse Stirne und sagte ganz wehmüthig: "O, ich dachte, ich wäre im Himmel und säße mit den lieben Engeln zu Tische. Wie süß schmeckte mir die Speise, welche die heilige Mutter auf silbernen Tellern mir vorlegte! Und nun bin ich doch noch lebendig, und die schönen süßen Gerichte, das war nur ein Traum? Ja, ja, ich fühle es, denn der Hunger quält mich noch schlimmer, als zuvor. O, gebt mir Brod!"

"Blausen und Nummenschanz!" sagte der Sakristan in barschem Tone. "Solche Finten hat das nichtsnutzige Volk immer, aber, wenn man ihnen eindringlich auf das Fell rückt, dann kommt am Ende das Richtige heraus."

Der Bischof aber betrachtete schweigend dieses schöne, abgemagerte Kind, aus dessen Augen die lautere Gottesfurcht leuchtete, dessen edles Antlitz, zwar von Hunger und Elend entstellt, doch die Spuren einer schuldlos reinen Seele unverkennbar zur Schau trug.

"Du hast also wohl lange nichts gegessen, mein Kind?" fragte er in liebevollem Tone.

"Seit die Leute Vater und Mutter auf den Kirchhof getragen, habe ich nichts gehabt, und ich schämte mich zu betteln, aber der Paternenanzünder sagte mir, im Dome würde ich von den Bischöfen Brod bekommen."

"Der Mann hat die Wahrheit gesprochen," entgegnete der Kirchenfürst, denn ich bin der Bischof und will dir Brod geben, so viel du essen kannst."

Rosa kreuzte in dankbarer Freude die Hände auf der Brust. Der Bischof aber befahl dem Sakristan, sie in seinen Palast zu führen. Nachdem sie sich an Speise und Trank gelabt, fragte der Bischof sie über die nächtliche Begebenheit aus. Rosa erzählte Alles genau, schilderte, wie sie nach den Bischöfen gesucht, wie dann die beiden Männer gekommen und wie sie endlich unter einem Angststraf entflohen seien.

Der Bischof forschte nun nach den Dieben, und mit Hülfe der Laterne, der Leiter und einer Rüge, die sich innerhalb des Domes unter dem durchbrochenen Fenster fand, hatte er ihre Spur bald entdeckt. Sie gestanden ihre Schuld und sagten aus, das Mädchen sei ihnen vorgekommen, wie dem Boden der Kirche entstiegen, wie der Schutzgeist der Schatzkammer, deshalb habe sie so schreckliche Furcht ergriffen.

"Wahrlich," sprach der Bischof, "sie war in der That der Schutzgeist der Schatzkammer, und Gott hat sich ihrer bedient, um Alles so wunderbar zu fügen. Seien wir dem Herrn dankbar. Ihr Vertrauen in die Hülfe der Bischöfe soll nicht zu Schanden werden. Ich, als der Nachfolger derer, die in der Kapelle unter ihren Marmordenkmalern ruhen, will sie als Kind anerkennen; sie soll bei mir wohnen, damit sie geistig und leiblich gedeihe und mir beständig ein Zuruf sei, daß Gott durch die Hand der Kinder große Thaten vollbringe."

Die Kirche zum Becher.

An einem schönen Abend im September des Jahres 1815 kehrte der Pfarrer zu San Pietro, einem Dorfe wenige Meilen von Sevilla, sehr ermüdet in seine kleine Behausung zurück, wo seine bejahrte Haushälterin, die Frau Margarita, schon mit dem Abendessen seiner geharrt hatte. Obgleich man in Spanien sehr wohl an die Erscheinung der Armuth gewöhnt ist, war es doch ganz unmöglich, sich nicht betroffen zu fühlen

bei dem Anblick der äußersten Dürftigkeit in der ländlichen Hütte dieses guten Priesters, um so mehr, als überall das ängstliche Bestreben, die Mactheit der Wände und den kläglichen Zustand des Geräthes zu verstecken, sichtbar ward. Margarethe hatte zum Abendessen für ihren Herrn eine eben nicht große Schüssel Olla potrida (eine in Spanien gebräuchliche Vermischung von mehrererlei Fleischspeisen zu einem einzigen wohlsmekenden Gericht) bereitet. Diese bestand, die Wahrheit zu gestehen, aus den Ueberresten des Mittagmahles, die von der erfahrenen Margarethe mit großer Geschicklichkeit vermengt und, durch Zusatz einer Sauce, nun in anderer Gestalt und unter einem beliebigen Namen unkenntlich gemacht, wieder auf dem Abendtische erschienen. Als sie die leckere Schüssel auftrug, sagte der fromme Mann: „Meine gute Margarethe, laßt uns Gott danken für dieses schöne Abendessen! Diese Olla potrida macht einem recht den Mund wässern. Auch Ihr, mein Freund,“ fuhr er, sich nach der Thüre wendend, fort, „könnt froh sein, bei eurem Wirth ein so gutes Mahl zu finden.“ — Bei dem Worte „Wirth“ blickte Margarethe auf und sah nun erst den Fremden, der ihrem Herrn gefolgt war. Ihre Züge nahmen einen andern Ausdruck an und sie machte ihn recht verdrießliches Gesicht. Unwillig blickte sie erst auf den Unbekannten und dann auf ihren Herrn, der wie ein furchtsames Kind die Augen niederschlug und leise sagte: „Was genug ist für zwei, ist auch genug für drei, und Ihr würdet doch gewiß nicht wollen, daß ich einen christlichen Bruder Hungers sterben ließe? Er hat seit zwei Tagen keine Speise zu sich genommen!“ — „Der ein Christ? Er sieht mehr einem Straßenräuber ähnlich!“ — So brummend verließ sie das Gemach, laut genug, um verstanden zu werden. Unterdessen war der unwillkommene Gast an der Thür stehen geblieben. Halb mit Lumpen bekleidet und mit Koth bespritzt, gaben doch sein hoher Wuchs, sein schwarzes Haar, seine durchbohrenden Augen und der Karabiner an seiner Seite seiner Erscheinung etwas, wenn auch nicht gerade Gewinnendes, doch Theilnahme Erweckendes. — „Muß ich wieder gehen?“ fragte er. — Mit feierlichem Ernst versetzte der Pfarrer: „Die, welche ich unter mein Dach bringe, werden nie hinausgewiesen und sind nie unwillkommen. Setzt euren Karabiner nieder, laßt uns das Gebet sprechen und zu Tische gehen.“ — „Meinen Karabiner lege ich nie ab; denn, wie das Sprichwort der Castilier sagt: „Zwei Freunde sind eins!“ Mein Karabiner ist mein bester Freund und ich habe ihn stets an meiner Seite. Obgleich Ihr mir erlaubt habt, in euer Haus zu treten und mich nicht nöthigen wollt, es wieder zu verlassen, bis es mein eigener Wille ist, so gibt es doch Andere, die sich kein Gewissen daraus machen würden, mich mir nichts dir nichts hinaus zu schleppen und vielleicht mit den Füßen zuwörderst.“ — „Nun, so kommt denn zu Tische mit eurem Freunde, und der Herr lasse Euch das Mahl, das Ihr bei mir einnehmt, gesegnet sein.“ — Der Pfarrer erfreute sich eines recht gesunden Appetits, allein der Heißhunger des Fremden nöthigte ihn bald, diesem das Feld zu räumen; denn der Gast, nicht zufrieden, fast die ganze Schüssel Olla potrida zu verzehren, oder vielmehr zu verschlingen, ward auch noch mit einem großen Brode fertig und ließ auch nicht ein Krümchen davon übrig. Während er aß, sah er oft mit Zeichen der Unruhe nach der Thür; bei dem kleinsten Geräusch fuhr er zusammen, und als einmal ein heftiger Windstoß die Thüre erschütterte, sprang er empor und ergriff seinen Karabiner, mit einer Geberde, welche deutlich sagte, er werde im Nothfalle sein Leben theuer verkaufen. Da Alles still blieb und er die Ursache der Erschütterung erkannte, setzte er sich wieder zu Tische, das Mahl zu vollenden. „Nun,“

sagte er, „habe ich noch um eins zu bitten: Ich bin verwundet und meine Wunde ist in acht Tagen nicht verbunden worden. Gebt mir nur einige alte Lappen und dann will ich Euch nicht länger mit meiner Gegenwart belästigen.“ — „Mit eurem Abzuge hat's gar keine Eile,“ versetzte der Pfarrer, den der Gast, trotz seiner unruhigen Wachsamkeit, sehr angenehm unterhalten hatte, „ich verstehe etwas von der Wundarzneikunst und will eure Wunde wohl verbinden.“ Indem er dies sagte, nahm er aus einem Schranke ein Kästchen, welches Alles zu seinem Vorhaben Erforderliche enthielt, und begann zu thun, wie er gesagt hatte. Dem Fremden war eine Kugel durch den Fuß gefahren: er hatte stark geblutet, dann die Reife zu Fuß in solchem Zustande und noch dazu zwei Tage lang ohne Nahrung fortgesetzt; dies Alles zeugte von einer Körperkraft, die kaum menschlich erscheinen möchte. „Ihr könnt doch unmöglich heute noch eure Reife fortsetzen,“ sagte der Pfarrer. „Ihr müßt über Nacht hier bleiben. Eine kleine Ruhe wird euch wohl thun, Euch frische Kraft geben, die Entzündung eurer Wunde mindern und —“ „Ich muß heute von hier, und das auf der Stelle,“ unterbrach ihn der Fremde. „Es gibt Personen, die auf mich warten,“ setzte er in mildem Tone mit einem Seufzer hinzu — „und noch Andere, die mich verfolgen.“ Im Uebergange zu dem letzten Satze schwand der augenblickliche Ausdruck von Sanftmuth in seinen Zügen und machte fast dem der Wildheit Platz. „Ist der Verband nun fertig? Das ist schön! Seht, ich kann so fest auftreten, als wäre ich nie verwundet worden. Gebt mir noch ein wenig Brod, nehmt dieses Goldstück für eure Gastfreundschaft und lebt wohl.“ — Voll Unwillens wies der gute Pfarrer das Gold zurück. „Ich bin,“ sagte er, „kein Gastwirth und verkaufe meine Gastfreundschaft nicht.“ — „Nun, wie Ihr wollt; aber verzeiht mir, nehmt meinen Dank, mein gütiger Wirth, und lebt wohl!“ — So sprechend nahm er das Brod, welches Margarethe ihm auf ihres Herrn Geheiß sehr widerwillig brachte und dann verschwand seine hohe Gestalt schnell unter dem dichten Laube eines Waldes, der das Haus, oder vielmehr die Hütte umgab. — Kaum war eine Stunde verflossen, als ganz in der Nähe Musketenschüsse gehört wurden, und abermals erschien der Fremde, todtensbleich und blutend aus einer tiefen Wunde in der linken Seite unter dem Herzen. „Nehmt diese,“ sagte er mit wankender Stimme, indem er seinem Wirth, von dem er sich erst kurz zuvor verabschiedet hatte, einige Goldstücke reichte: „sie sind für meine Kinder — nahe am Strom im Thale.“ — Er fiel zu Boden, und im nächsten Augenblick stürzten Diener der Polizei in's Haus. Eilig versicherten sie sich des unglücklichen Mannes, der keinen Widerstand zu leisten vermochte. Der mitleidige Pfarrer bat, daß sie ihm erlauben möchten, den Verwundeten zu verbinden, und sie gewährten seine Bitte, machten aber, als es geschehen war, sogleich Anstalt, den Gefangenen fortzuschaffen, selbst ohne Fuhrwerk. Und als der Pfarrer ihnen die Gefahr der Fortbringung eines so schwer verwundeten Mannes zu bedenken gab, erwiederten sie gleichgültig: „Was liegt denn daran? Kommt er mit dem Leben davon, so wird ihm doch sein Todesurtheil gesprochen. Er ist der berühmte Straßenräuber José.“ — José dankte seinem Fürsprecher mit einem Blick, bat dann um ein wenig Wasser, und als der Pfarrer es ihm brachte, sagte er kaum noch hörbar: „Vergesst nicht!“ Der Pfarrer nickte ihm zu, daß er verstanden sei. Als Alle fort waren, machte der Pfarrer sich, was auch Frau Margarethe gegen einen solchen Gang bei Nacht einwenden mochte, sogleich auf den Weg. Er ging in gerader Richtung durch den Wald, stieg in das Thal hinab und fand dort bald neben der Leiche



eines Frauenzimmers, welches ohne Zweifel durch einen Streifschuß der Verfolger getödtet worden war, einen Säugling und einen etwa vierjährigen schönen Knaben, der sich vergeblich



bemühte, seine Mutter zu erwecken. — Man denke sich Margarethens Erstaunen und ihren noch größeren Schrecken, als der Pfarrer mit zwei Kindern in den Armen zurück kam. — „Alle Heiligen mögen uns beschützen! Was beginnt Ihr, Herr? Wir beide haben hier ja kaum das liebe Leben, und Ihr bringt noch zwei Kinder dazu! Da wird's nicht anders werden, als daß ich für sie und Euch vor allen Thüren betteln gehe. Und sagt mir um Gotteswillen, wer sind diese Knaben? Die Kinder jenes Straßenräubers, Zigeuners, Diebes, vielleicht sogar Mörders? Ich will darauf wetten, daß sie nicht einmal getauft sind.“ Als Margarethe so ihrem Zorn Luft machte, fing der Säugling an zu weinen. „Und ich bitte Euch, Herr Clerigo, wie denkt Ihr denn dies Kind groß zu ziehen? Ihr wißt doch nur allzuwohl, daß wir nicht die Mittel haben, ihm eine Amme zu halten. Wir müssen es ja mit dem Löffel auffüttern; das wird schöne Nächte für mich geben! Es kann nicht über sechs Monate alt sein, das arme kleine Wesen,“ setzte sie mittheilig hinzu, als ihr Herr es ihr in die Arme legte. „Zum Glück habe ich hier etwas Milch!“ Und ganz ihren Zorn vergessend, stellte sie geschäftig das Töpfchen an's Feuer und setzte sich mit dem Kinde auf dem Schooße daneben, um das kleine Geschöpf, das halb erstarrt schien, zu erwärmen. Ihr Herr beobachtete sie schweigend, und als er endlich sah, wie sie des Säuglings kleine Wange küßte, ging er still lächelnd und befriedigt hinweg. — Als es endlich Margarethen gelungen war, den Kleinen in sanften Schlaf zu lullen, und sie dann mit ihres Herrn Mantel und einigen ihrer eigenen Kleidungsstücke für den älteren

Bruder ein Bett zurechtgemacht und ihn niedergelegt hatte, setzte der gute Pfarrer sich zu ihr, um ihr mitzutheilen, wie der Unbekannte die Kinder seiner Obhut anvertraut, und wie er selbst — zwar nicht mit Worten, doch stillschweigend — das Versprechen gegeben habe, ihr Pfleger und Beschützer zu sein. — „Das ist zwar Alles recht schön und gut, doch möchte ich nur wissen, wovon wir Alle leben werden?“ Der Pfarrer schlug seine Bibel auf und las laut: „So Jemand einem seiner geringsten Brüder in eines Jüngers Namen auch nur einen Trunk kalten Wassers reicht, wahrlich ich sage Euch, es soll ihm nicht unvergolten bleiben.“ „Amen!“ sagte Margarethe. — Zwölf Jahre waren vergangen. Der Pfarrer von San Pietro, der nun über die Siebenzig zählte, saß im Sonnenschein vor seiner Thür; ihm zur Seite ein Knabe, der laut in der Bibel las und dabei von Zeit zu Zeit einen Blick auf einen schönen, groß und schlank gewachsenen Jüngling warf, welcher in einem nebenan liegenden Garten rüstig arbeitete. Die nun fast erblindete Margarethe saß auf ihrem Spinnstuhl und hörte andächtig zu. Plötzlich erscholl der Ton von Wagenrädern und der Knabe, inne haltend, rief voller Freude aus: „O, was für ein schönes Fuhrwerk!“ Eine prächtige Kutsche kam schnell herangerollt und hielt vor der Thür. Ein Diener in reicher Livree sprang herab, trat näher und bat um einen Becher Wasser für seinen Herrn. — „Carloz,“ sagte der Pfarrer zu dem jüngeren Knaben, „geh' und bringe dem Herrn Wasser; gieße auch, wenn er es annehmen will, etwas Wein dazu; mach' aber schnell!“ In diesem Augenblick öffnete sich der Kutschenschlag und es stieg ein Herr aus, der etwa 50 Jahre alt sein mochte. „Sind diese Knaben vielleicht eure Enkel, oder sonst Verwandte?“ fragte er nach der ersten Begrüßung. „Nicht bloß Verwandte, mein Herr, sie sind meine Kinder, meine angenommenen Kinder.“ — „Wie so?“ — „Ich will's Ihnen erzählen, Herr, und um Ihren guten Rath bitten; denn ich bin alt und arm, kenne wenig von der Welt und weiß nicht, was ich, da die Kinder heranwachsen, für sie thun kann und was aus ihnen werden soll.“ Und nun erzählte der gute Pfarrer dem fremden Herrn die Geschichte, die der Leser schon kennt. Als er geendet hatte, fragte er: „Was rathen Sie mir nun, zu thun?“ — „Ihr müßt Euch an einen großen Herrn am Hofe wenden, daß er Euch eine Anweisung auf eine Pension von 4000 Dukaten gebe.“ — „Ich bat um Ihren Rath, mein Herr, und nicht um einen Scherz.“ — Lächelnd fuhr der Fremde fort: „Und dann muß auch eure Kirche neu aufgebaut werden, und wir wollen sie „die Kirche zum Becher kalten Wassers“ nennen. Hier ist der Plan. Seht! dies hier soll das Pfarrhaus sein, und hier, durch dies Geländer abge sondert.“ Der Pfarrer ließ ihn nicht ausreden. „Was bedeutet dies Alles? Was wollen Sie sagen?“ rief er aus, indem er ihn starr anblickte. „Ah, nun geht mir ein Licht auf! Ja gewiß, ich erkenne diese Stimme, dies Gesicht!“ — „Ja,“ sagte der Erkante, „ich bin Don José della Ribeira, und vor zwölf Jahren war ich noch der Räuber José genannt. Ich genas von meiner Wunde, entkam aus dem Gefängniß und — habe nun Ansehen und Macht! Meine Kinder!“ — Er schloß sie in seine Arme. Und als er sie endlich mit Thränen und Lächeln und abgebrochenen Worten wohl hundertmal an die Brust gedrückt und Alle ihre Fassung einigermaßen wieder gewonnen hatten, nahm er des Pfarrers Hand und sagte: „Wollt Ihr die Kirche zum Becher kalten Wassers nicht annehmen?“ Der alte Mann wandte sich tief gerührt zu Margarethen und wiederholte den Bibelspruch: „So Jemand einem seiner geringsten Brüder in eines Jüngers Namen einen Trunk kalten Wassers reicht, wahrlich

ich sage Euch, es soll ihm nicht unvergolten bleiben!" — "Amen!" sagte die alte Frau mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme.

Ein Jahr später waren Minister Don José della Ribeira und seine beiden Söhne anwesend bei der Einweihung der Kirche von "Sankt Peter zum Becher kalten Wassers," einer der schönsten Kirchen in der Nähe von Sevilla.

Das pflichtgetreue Dienstmädchen und der Räuber.

Auf dem linken Mainufer, an der Grenze des Speffarts, liegt ein kleiner Weiler und nahe dabei eine einsame Mühle. Dieselbe war vor längerer Zeit der Schauplatz einer Begebenheit, welche wohl geeignet sein dürfte, in unserm Hauskalender mitgetheilt zu werden.

Am einem Sonntagmorgen ging der Müller mit seiner Familie zur Kirche im nächsten Dorfe. Nur ein Dienstmädchen, Namens Johanna, und ein kleiner Knabe von 5 Jahren blieben zu Hause. Das brave Mädchen war eben mit der Bereitung des Mittagessens beschäftigt, als ein Bekannter von ihr, mit Namen Bottler, in die Küche trat. Er war ein träger, unnützer Mensch, dem der Müller sein Haus verboten hatte. Johanna, die es nicht wagte, ihm das Haus zu verweisen, setzte sich mit ihm auf eine Bank, um mit ihm zu plaudern. Während dessen ließ Bottler ein Messer fallen. — "Nimm es wieder auf," sagte er bittend.

"Nein, Heinrich," erwiderte Johanna. "Deine Trägheit ist doch zu groß, nicht einmal diese kleine Mühle willst du dir geben! Ich muß den ganzen Tag arbeiten und du schlendertest nur herum und thust nichts; aber es mag sein, so faul du bist, so will ich dir diesmal doch den Gefallen thun."

Sie sprach dies halb scherzend, halb im Ernste, und bückte sich nieder, um das Messer aufzuheben. Diesen Umstand benutzte der verrätherische Bottler; in demselben Augenblick zog er einen Strick unter der Weste hervor, sagte Johanna bei den Haaren und drückte seine Finger fest gegen ihren Hals, um sie am Schreien zu hindern. "Sag' an," rief er, zugleich einen fürchterlichen Fluch ausstößend, "wo ist das Geld deines Herrn? Dieses muß ich haben, eher gehe ich nicht von der Stelle."

Von den Vorstellungen, die das erschrockene Mädchen ihm machte, wollte er durchaus nichts hören.

"Deines Herrn Geld, oder dein Leben!" war Alles, was er auf ihr Bitten und Flehen erwiderte. "Mach's kurz — den Tod oder das Geld!" Johanna sah, daß unter Bottlers Händen keine Hoffnung auf Erbarmen war, und bald war in ihrer Brust ein Entschluß gefaßt. Wie die meisten ihres Geschlechts war sie von Natur furchtsam, selbst bei Kleinigkeiten; sie fürchtete sich vor Gespenstern und Kobolden; sah sie einen Blutstropfen, so fiel sie schier in Ohnmacht; ein ungewohnter Ton in der Nacht konnte sie bis auf's Aeußerste ängstigen. Aber wenn irgend ein ungewöhnlicher Vorfall eintrat, so bewies sie, wie ihr Geschlecht es so oft gethan hat, daß sie an Muth, an Standhaftigkeit und Ausdauer, an Geistesgegenwart und Besonnenheit dem stärkeren und kräftigeren Mann überlegen war. Sie rief in ihrer Angst die Hilfe der heiligen Mutter Gottes an und sprach, anscheinend nachgebend: "Ja, ja, Heinrich," "was sein muß, muß sein! Doch wenn du das Geld nimmst, mußt du auch mich mitnehmen, denn da ist hier meines Bleibens nicht mehr. Aber drücke mich nicht so sehr am Halse, laß deine Finger los, ich kann mich ja nicht bewegen und muß ersticken. Wenn ich nicht aufstehen kann, kannst du auch das

Geld nicht erlangen, das ist doch klar. Und überdies hat es Eile; wenn es geschehen soll, so muß es schnell geschehen, ehe der Müller aus der Kirche zurückkommt."

Der Bösewicht ließ die Hand los; denn die Gründe des Mädchens leuchteten ihm ein.

"Komm schnell," rief Johanna, "nicht geizigert, das Geld ist in des Herrn Schlafkammer."

Sie sprang die Treppe hinauf, fröhlich wie eine Lerche. Bottler folgte ihr dicht auf den Fersen. Johanna öffnete das Schlafzimmer und zeigte ihm den Kasten, in welchem das Geld lag. "Hier," rief sie und reichte ihm ein Eisen, das in einer Ecke der Stube lag, "damit kannst du ausbrechen: ich will in dessen meine wenigen Habseligkeiten einpacken." Der Gauner ward durch diese Bereitwilligkeit Johannens getäuscht. Er brach den Kasten auf und freute sich des schönen Fundes. Als er so ganz in der Betrachtung seines Raubes vertieft war, schlich das herzhaftes Mädchen leise zur Thür hinaus und drehte, ohne daß er es bemerkte, den Schlüssel herum und schloß so den Dieb ein. Hierauf stürzte sie aus dem äußeren Thore zur Mühle hinaus und machte Lärm. "Fliehe," rief sie dem Kinde ihres Herrn, dem einzigen menschlichen Wesen, das in der Nähe war, zu: "Lauf zum Vater, so schnell wie du kannst, sag' ihm, wir würden ermordet, wenn er nicht gleich nach Hause käme." Das Kind, welches vor dem Thore spielte, lief, so schnell es seine kleinen Beine vermochten, die Straße entlang, auf welcher es seine Eltern erwartete.

Johanna wollte eben nach den in einiger Entfernung liegenden Häusern eilen, um deren Bewohner zur Hilfe aufzurufen, als plötzlich von dem eingeschlossenen Räuber aus dem vergitterten Fenster her ein gellender Pfiff ertönte. Johanna sah sich erschrocken um.

"Dieter, Dieter," rief die Stimme des Räubers, "fange das Kind und komme herbei! Ich bin eingeschlossen, komme schnell, bringe den Buben her und stoße das Mädchen nieder!"

Johanna bemerkte, wie der eingeschlossene Gauner einem andern in der Ferne winkte und sah dem abgesandten Kinde ängstlich nach. Der kleine Bote verfolgte schnell seinen Weg und schon glaubte das Mädchen, daß nur ein blinder Lärm sie erschreckt habe, als ein Kerl aus dem Graben eines benachbarten Feldes aussprang, das Kind ergriff, auf seinen Arm nahm und mit ihm gerade auf die Mühle zuellte. Augenblicklich erkannte Johanna die neue Gefahr, in der sie schwebte und abermals war ihr Plan gemacht. Sie sprang nach der Mühle und schloß und verriegelte das Thor, den einzigen sichtbaren Eingang des Gebäudes, dessen Fenster mit starken Eisengittern versehen waren. Sie eilte an eines der oberen Fenster im Hause, mit dem Entschlusse, hier ruhig ihres Herrn Rückkunft zu erwarten und mit ihm entweder ihre Rettung, oder, wenn es unvermeidlich wäre, den Tod.

"Niemals," dachte sie bei sich selbst, "niemals werde ich das Haus meines Herrn solchen Schurken preisgeben, oder erlauben, daß sein Eigenthum vor meinen Augen fortgeschleppt werde, so lange ich lebe und Kraft habe, es zu verteidigen." Noch dachte sie dies, als der Räuber draußen, das zitternde Kind an der einen und ein langes, scharfes Messer in der andern Hand haltend, mit gewaltigen Fußtritten und fürchterlichen Flüchen gegen das Thor rannte.

"Mach' das Thor auf oder ich breche dir den Hals!" rief er.

"Wenn du kannst, so thue es," war die Antwort des braven Mädchens; "Gott ist größer als du und auf den vertraue ich."